

»Keiner musste sich beweisen« – Wie interdisziplinärer Dialog gelingen kann

Ein Gespräch mit Leo Schwarz und Jan Wetzel¹

Jan Wetzel: Mit der Corona-Pandemie steht die wissenschaftliche Expertise einmal mehr im Zentrum gesellschaftlicher Auseinandersetzung. Die einen feiern die Wissenschaft als Fels in der Brandung im Sturm des Postfaktischen, die anderen fürchten sich vor einer entpolitisierten Technokratie in ihrem Namen. Doch gibt es überhaupt die Expertise? In der Pandemie beobachteten wir eher eine Konkurrenz der Disziplinen Virologie und Epidemiologie, Soziologie und Ökonomik – und vieler anderer mehr.

Konkurrenz belebt zwar das Geschäft, und das könnte ebenso für die Wissenschaft gelten. Gleichzeitig geht es in vielen Streits zwischen den Fächern weniger um Erkenntnis selbst als um Macht und Geld, die institutionalisierte Wissenschaft auch zum Überleben braucht.

Wir sprechen mit zwei Wissenschaftlern, die aus ganz unterschiedlichen Disziplinen stammen und in der Pandemie im Rahmen der »No Covid«-Initiative interdisziplinär zusammengearbeitet haben: dem Soziologen Heinz Bude und dem Physiker Dirk Brockmann, der sich als Komplexitätsforscher inzwischen mit den unterschiedlichsten Gegenständen befasst. Wir wollen über ihre Erfahrungen sprechen und verstehen, wie das gelingen kann: ein »undiszipliniertes« Denken, eine Expertise über Fachgrenzen hinweg.

Herr Bude, wie kam Ihre ungewöhnliche Zusammenarbeit eigentlich zustande?

Heinz Bude: Die Gruppe, in der wir zusammenarbeiten, ist keine, die die Politik als ein Expertengremium zur Selbstvergewisserung konstituiert hat, sondern eine, die sich, wenn man so will, selber autorisiert hat. Es ist eine zivilgesellschaftliche Initiative gewesen, die versucht hat, eine bestimmte Idee der Eindämmung von Covid-19 unter die Leute zu bringen und natürlich auch den politischen Entscheiderinnen nahezubringen. Dieser Ursprung ist nicht ganz unwichtig. Wir sind nicht durch irgendjemand anderen zusammengesetzt worden, sondern wir haben uns selbst zusammengesetzt, durch eine Art Schneeballsystem. Die Idee war, dass wir gemeinsam etwas bewirken wollten – und zwar in der Gesellschaft und nicht allein

1 Dies ist eine schriftlich erweiterte und redaktionell bearbeitete Version des Gesprächs im Podcast »Das Neue Berlin«.

in der Wissenschaft. Man könnte von einem interdisziplinären Austausch in transdisziplinärer Absicht sprechen. Wir wollten in einer Situation gesellschaftlicher Dringlichkeit etwas bewirken auf der Basis unserer jeweiligen Kenntnisse, auf der Basis unserer jeweiligen Perspektiven. Das gemeinsame Objekt war uns durch die Pandemie vorgegeben. Wir mussten das nicht noch konstruieren.

Dabei gab es in der Gruppe eine sozialmoralische Gemeinsamkeit. Wir hatten die Opfer dieser Pandemie vor Augen: die Infizierten, die in den Krankenhäusern um ihr Leben rangen; die Genesenen, bei denen Long-Covid-Belastungen zu erkennen waren; die Eltern, die mit ihren schulpflichtigen Kindern im *Home Office* und beim *Home Schooling* am Rande des Nervenzusammenbruchs waren; und die Kinder und Jugendlichen, die unter Isolationserschöpfung litten. Für uns stand außer Frage, dass die hergebrachten Behandlungs- und Versorgungsstrukturen dem nicht gerecht werden konnten. Und es ging uns deshalb auch darum, am Beispiel der Pandemie deutlich zu machen, welche Kräfte die Gesellschaft selbst mobilisieren kann, um eine solche Herausforderung zu bewältigen. Wir sind also nicht beauftragt worden, sondern wir haben uns selber beauftragt, aus einer sozialmoralischen Verpflichtung in Bezug auf Gesellschaft, weniger in Bezug auf Politik.

Dirk Brockmann: So ist es. Dass wir nicht zusammengesetzt worden sind, sondern uns selbst organisiert haben, ist ein essentieller Unterschied zu anderen Gremien. Bei Gruppen, die zusammengesetzt worden sind, erlebt man oft, dass sich die Leute, wenn sie sich zum ersten Mal treffen, vor den anderen legitimieren müssen, sagen müssen, warum sie und das eigene Forschungsfeld so wichtig sind und warum sie hier überhaupt vertreten sind. Das hat bei der »No Covid«-Initiative glücklicherweise total gefehlt. Der Fokus lag hier auf dem Zuhören. Keiner musste sich beweisen.

Heinz Bude: Ich will das nochmal unterstreichen. Die wechselseitige Zuschreibung von Kompetenz war von Anfang an gegeben. Man kann es auch als eine Art kollektive Überheblichkeit ansehen. Wir waren der Überzeugung, wir sind alle gut und wir kommen zusammen, um uns gemeinsam einem Problem zu widmen. Wir waren selbst erstaunt darüber, dass es keinerlei Statusprobleme, keine disziplinären Autorisierungsprobleme, kein narzisstisches Gerangel unter uns gegeben hat.

Jan Wetzel: Sie haben sich also in der Gruppe gegenseitig Kompetenz zugeschrieben und einander zugehört. Was war die soziale Basis dieser Zusammenarbeit?

Heinz Bude: Wir hatten ein Organisationsproblem und ein Begründungsproblem. Wir wollten nachweisen, dass es möglich ist, Zonen relativer Pandemiefreiheit herzustellen, und dass zwischen den Zonen, in denen die Ansteckungschance weitgehend reduziert worden ist, und anderen Zonen innerhalb der Gesellschaft eine Art Wettbewerbssituation entstehen kann. Die Leute sollten sehen, dass wieder ein normales Leben möglich ist, wenn man auf eine bestimmte Art dafür sorgt, dass sich die Menschen selber kontrollieren.

Dahinter steckt ein ziemlich optimistisches Gesellschaftsbild, nämlich dass es so etwas wie ein horizontales Lernen innerhalb von Gesellschaften in Antwort auf eine gemeinsam empfundene Problemlage gibt. Wir wollten dafür operative und legitimatorische Hilfestellungen anbieten: Wie kann man Freiheitseinschränkungen operativ durchsetzen und begründen? Und dafür waren Dirks Analysen extrem wichtig. Um beispielsweise herauszufinden, wie sich in Kommunen die alltägliche Mobilität darstellt, und deutlich zu machen, dass es möglich ist, einen solchen gesellschaftlichen Raum abzugrenzen und ihm eine Art von ziviler Selbstkontrolle angedeihen zu lassen.

Dafür müssen die Leute natürlich erst einmal eine Information darüber haben, wie hoch denn eigentlich die Mobilität in so einem Raum ist. Die überraschende Erkenntnis war: Die meisten Leute bewegen sich tagtäglich innerhalb dieses Raums. Die Zumutung, eine infektionsfreie Zone für eine gewisse Zeit nicht zu verlassen, würde also am alltäglichen Leben kaum etwas ändern. Natürlich kann man das nicht verordnen, schon gar nicht als Staat oder als sonst eine übergeordnete Instanz. Aber die Leute können sich gegenseitig darum bitten. Das wäre eine soziale Kontrolle auf Probe. Wir schauen mal, wie weit wir in extremer Lage damit kommen. Im Blick auf das gemeinsame Gut, füreinander zu sorgen und aufeinander zu achten.

Dabei stellten sich zwei Probleme: Wie macht man das? Und: Wie kann man das, was man vorschlägt, begründen? Effektivität und Legitimität haben wir als zwei konstitutive Aspekte der Sache angesehen.

Totale Phänomene

Jan Wetzel: Kann man sagen, dass diese Orientierung auf ein gemeinsames politisches Ziel, das nicht von außen vorgegeben ist, sogar eine wesentliche Voraussetzung dafür ist, dass der interdisziplinäre Dialog funktioniert?

Dirk Brockmann: Das hilft sicherlich. Aber es war auch elementar, dass die Pandemie eine derart vielschichtige Herausforderung darstellt. Sie ist kein rein virologisches, sondern eher ein »totales« Phänomen, auch wenn ein Virus dabei eine Rolle spielt. Das Virus ist sogar eher sekundär, würde

ich sagen. Die Pandemie ist allerdings kein rein epidemiologisches Phänomen, weil es nicht nur um den Infektionsstatus einer Population geht. Wir haben als Gesellschaft auf die Pandemie reagiert, was wiederum den Verlauf der Pandemie beeinflusst hat, was dann wiederum unsere Risikowahrnehmung verändert hat. Ich glaube, dieser Austausch der Perspektiven war sehr fruchtbar. Wenn zehn Leute zusammensitzen, hört man immer neun andere Perspektiven. Das heißt, alle Personen haben unfassbar viel gelernt.

Zum Beispiel beim Thema Mobilität zwischen den Landkreisen: Wenn man sich nicht quantitativ damit beschäftigt, hat man typischerweise eine falsche Intuition, wie das wirklich ist. Gerade quantitative Analysen aus den verschiedenen Bereichen sind wichtig, weil sie eine Skala setzen; nur durch quantitatives Wissen kann man überhaupt sagen, ob etwas größer oder kleiner ist. Intuitiv nehmen wir andauernd Größenabschätzungen vor, aber liegen halt oft daneben. Das ist auch ganz normal, weil uns unsere Intuition in Bereichen, in denen wir uns nicht so gut auskennen, Orientierung gibt. Dann kann jemand wie ich, der die Mobilität analysiert, sagen: Hier, so sieht das aus. Und mit der Information können dann wiederum alle anderen sehr viel anfangen, sie in ihre Expertise einbetten. Das ist ein fruchtbarer Prozess, vor allem bei einem Thema wie der Pandemie, wo so viele Faktoren eine Rolle spielen. Wenn wir uns zu zehnt über eine Ameisenart unterhalten hätten, dann wäre der Austausch wahrscheinlich nicht so interessant gewesen und auch nicht so fruchtbar.

Heinz Bude: Um es in einer bekannten Begrifflichkeit auszudrücken: Wir waren nicht nur in der jeweiligen Beobachter-, sondern immer auch in einer gemeinsamen Teilnehmerperspektive aufeinander bezogen. Keinem von uns war es wichtig, im Nachhinein Recht zu behalten, wir wollten hier und jetzt zu Lösungen kommen, die unter der Kenntnis der Randbedingungen praktikabel und für die Leute nachvollziehbar und annehmbar waren. Wir haben uns als Wissenschaftler zugleich einem Erkenntnis- wie einem Praxistest ausgesetzt.

Die Teilnehmerperspektive hat zweifellos eine gewisse Selektivität von Argumentationsmöglichkeiten mit sich gebracht, während die Argumentation aus den spezifischen Beobachterperspektiven womöglich komplexer oder weitgehender gewesen wäre. Wir konnten aber nicht endlos diskutieren. Es gibt diesen etwas überzogenen Begriff der Fokussierung. Es war eine naturwüchsige Fokussierung, die dann aber auch gleichzeitig eine Art von disziplinärer Verschränkung möglich machte, die nicht auf Grenzerhaltungsmaximen, sondern auf der Überlappung von Denkweisen basierte. Diese überlappende Konsensbildung war für mich das größte Glück dieser Gruppe.

Leo Schwarz: Ich würde gerne nochmal ein bisschen genauer auf diese disziplinären Grenzen eingehen. Sie kommen ja beide aus unterschiedlichen Bereichen. Herr Bude, Sie sind Soziologe, Herr Brockmann, Sie sind als Komplexitätsforscher in mehreren Disziplinen zu Hause. Was kann man sich unter Komplexitätswissenschaft genau vorstellen? Und inwiefern hilft diese Art zu denken vielleicht auch, disziplinäre Grenzen zu überschreiten?

Dirk Brockmann: Komplexitätswissenschaft ist ein schöner Begriff, weil er so vage ist. Er steht am ehesten für eine bestimmte Art und Weise, Wissenschaft zu betreiben. Man kann es mit einem Netzwerk vergleichen: In der Komplexitätswissenschaft werden klassische Disziplinen miteinander vernetzt. Ganz wichtig dabei ist, jedenfalls für mich persönlich und auch für viele Kolleginnen in dieser Community, dass man exploratorisch unterwegs ist und Verbindungen zwischen oberflächlich unverwandten Phänomenen aufdeckt. Ich persönlich interessiere mich für Dinge, von denen ich noch nichts verstehe, und das passiert oftmals in mir noch unbekannten Gebieten.

Ich bin ursprünglich Physiker. In der Physik habe ich ein methodisches Handwerk oder eine gewisse Art und Weise zu denken gelernt. Ein wesentliches Denkelement in der theoretischen Physik ist es, Phänomene auf die wesentlichen Elemente zu reduzieren, die Kunst des Vernachlässigens zu erlernen. In der Komplexitätswissenschaft ist es ähnlich. Man versucht, Gemeinsamkeiten zwischen dynamischen Phänomenen zu identifizieren, die eigentlich in unterschiedlichen Bereichen stattfinden. Es ist nun mal so, dass, sagen wir, das Schwarmverhalten bei Tieren gegebenenfalls etwas mit kollektivem Verhalten bei Menschen zu tun hat. Es ist interessant, so etwas zu erkennen, weil verbindende Elemente immer auch etwas Verbindliches haben. Es gibt bei zwei Phänomenen viel mehr Möglichkeiten, sich zu unterscheiden, als Möglichkeiten, sich zu ähneln. Ein Beispiel: Vergleicht man das Skelett einer Katze mit dem eines Menschen und nimmt nur die Unterschiede wahr, fällt es schwerer, die biologische Verwandtschaft, den gleichen Ursprung zu verstehen. Fokussiert man sich auf die Gemeinsamkeiten, wird die Tatsache sofort klar.

In der Komplexitätswissenschaft versucht man deshalb, die Grenzen zwischen den Disziplinen gar nicht wahrzunehmen, weil sie nur behindern. Man überschreitet sie sogar vorsätzlich. In dem Sinne ist Komplexitätswissenschaft anti-disziplinär. Ich habe tatsächlich auch nie wirklich erkannt, wozu Abgrenzung eigentlich nützlich ist. Im täglichen Leben habe ich immer wieder Probleme damit. Als ich zum Beispiel eine Doktorandin in den Lebenswissenschaften der Biologie promovieren wollte, die das Flugnetz untersucht hat: Da regten sich manche auf, das sei keine Biologie. Und auch die Physik ist ein sehr konservativer Wissenschaftszweig. Da wird oft gesagt:

Was du machst, ist keine Physik! Solche Sätze sind inhaltsleer. Weil niemand operational definieren kann, was Physik überhaupt ist. Selbst wenn da was dran wäre, ist das ja nur ein Label. Damit wird nichts transportiert. Ich finde es persönlich sehr spannend, auf diese Weise Wissenschaft zu machen, also im übertragenen Sinne nicht immer an den gleichen Ort in den Urlaub zu fahren, sondern unterschiedliche, neue Orte kennenzulernen.

Konkrete Evidenzen

Leo Schwarz: Nun ist es ja so, dass auch die Soziologie eine eher konservative Wissenschaft ist, zumindest in dem Sinne, dass sie doch immer sehr auf Abgrenzung, auf ihren eigenen Gegenstand und ihre eigenen Methoden Wert gelegt hat. Für einen Soziologen ist es dann vielleicht eine Kränkung, wenn ein Physiker mit bestimmten Modellen kollektives Verhalten sehr gut prognostizieren kann. Etwas, das der Soziologie nie so recht gelungen ist: in mathematischer Abstraktion handfeste Vorhersagen zu treffen. Gleichzeitig scheinen es doch auch verschiedene Sachen beziehungsweise Objekte zu sein, von denen Epidemiologie und Soziologie handeln. Herr Bude, wie haben Sie das für sich eingeordnet? Als Makrosoziologe könnte man da erstmal Konkurrenz wittern oder sagen, na ja, aber letzten Endes ist das doch Gesellschaft und nicht Population, bleibt mir damit vom Hals. Wie hat sich das für Sie dargestellt, und wo würden Sie beide die Unterschiede sehen zwischen den Erkenntnisobjekten, zwischen Population einerseits und Gesellschaft andererseits?

Heinz Bude: Vielleicht zwei Dinge. Zum Ersten: Meine Idee von kollaborativer Wissensproduktion ist, dass man bei der gemeinsamen Befassung mit einem Gegenstand konkrete Evidenzen braucht. Dabei kann man sich die Evidenzkriterien nicht durch disziplinär oder gar wissenschaftstheoretisch begründete Urteilstafeln vorgeben lassen. Es geht um die Phänomene, mit denen man zu tun hat und deren Evidenzen man sich wechselseitig vor Augen führen kann. Die werden in der interdisziplinären Verständigung soweit wie möglich in der Alltagssprache als der letzten Metasprache zum Ausdruck gebracht. Einwände müssen allen Beteiligten verständlich sein, und Belege müssen für alle einen methodischen Sinn machen. Wenn Dirk bestimmte Verhaltensmuster errechnen kann, weiß ich, wie er dazu kommt, aber er versteht auch, warum ich auf den Unterschied zwischen Motiven und Gründen von gruppenspezifischen Handlungsweisen bestehe. Wir wollen schließlich beide die Leute dazu bewegen, etwas für sich und andere zu tun. Konkrete statt abstrakter Evidenzen, das ist also die epistemische Voraussetzung.

Das Zweite ist: Ich träume von so etwas wie der RAND Corporation, die während des Kalten Krieges mit der Frage beschäftigt war, wie man Abschreckungspolitik macht. Daraus ist, etwas überzogen gesprochen, die Spieltheorie entstanden. Ich hatte immer das Gefühl, das waren Leute, die sozialmoralisch motiviert waren, die sagten, wir wollen die USA als Hort der Freiheit verteidigen, ohne die Welt in Brand zu stecken. Ich lasse jetzt mal die ideologische Seite der Sache beiseite. Das waren Forscher, die sich auf ihrem Feld sicher waren, aber gemeinsam der Frage nachgehen wollten, wie man Abschreckung hinkriegen kann. Das ist auch ein totales Phänomen, wo die Ökonomie eine Rolle spielt, wo Physik eine Rolle spielt, wo Politikwissenschaften oder Soziologie eine Rolle spielen. Wir haben in der Pandemie wieder so ein totales Phänomen vor Augen, wo konkrete Evidenzen zusammengebracht werden können. Und dabei hatte ich nie das Gefühl, dass mir dadurch irgendetwas verloren geht, sondern im Gegenteil, dass ich bereichert werde.

Dirk Brockmann: Das ging mir ganz genauso. Ich glaube, auch beim Thema Klimawandel gibt es jetzt ganz ähnliche Bewegungen. Leute, die aus unterschiedlichsten Gebieten kommen, eben nicht nur aus der Klimaforschung, sondern aus den Sozialwissenschaften, den Naturwissenschaften, der Ökonomie, die sich diesem Problem widmen wollen und niemandem noch erzählen müssen, dass sie sich in ihrem Bereich auskennen. Das wird sowieso vorausgesetzt. Gerade was den Klimawandel betrifft, ist zu hoffen, dass diese Art, Wissenschaft zu betreiben, noch richtig an Fahrt gewinnt, weil es einfach sehr gut funktioniert und nach meiner Auffassung auch notwendig ist. Es gibt bereits Institute, die dieser Philosophie folgen, dass sie viele Leute aus vielen Gebieten zusammenbringen zum Perspektivenaustausch. In den letzten Jahren hat sich in der Biologie die Erkenntnis durchgesetzt, dass Innovation und Evolution nicht durch Konkurrenz und *survival of the fittest* vorangetrieben werden, sondern vielmehr durch neue kooperative Kombinationen. »Nature didn't take over the world by combat, but by networking«, hat Lynn Margulis einmal gesagt. Die neue Kombination von Spezies zum Beispiel, die anfangen, zusammenzuarbeiten und dadurch Innovationen schaffen. Dann werden nicht die einzelnen Expertisen als Kollektiv selektiert, sondern die Verbindung. Dadurch gibt es viel mehr Kombinationen, und das ist das Erfolgsgeheimnis.

Heinz Bude: Ich glaube, es gibt zwei Sachverhalte, die uns beide indirekt interessiert haben, richtig? Mich interessieren – im Augenblick immer mehr, das hängt wahrscheinlich auch mit der Wirklichkeit zusammen – Kollabierungszyklen, die Frage, wie Dinge kollabieren. Die Soziologie glaubt immer, es gibt kein Kriterium für den Tod von Gesellschaften. Es geht ja immer

alles weiter. Aber trotzdem können Gesellschaften kollabieren. Und wie kann man eigentlich das Kollabieren von Gesellschaften verstehen? Das finde ich mittlerweile ein extrem interessantes Rätsel. Das Thema, das uns dann ganz konkret beschäftigt hat, ist, wie kollektive Handlungsfähigkeit in Antwort auf eine Pandemie zerfällt oder auch entsteht. Das war eine fast existenzielle Fragestellung für uns. Wie konstituiert sich kollektive Handlungsfähigkeit in einer Situation von Gefahr? Ich habe darauf auch noch keine Antwort.

Forschung vs. Wissenschaft

Leo Schwarz: Dann sprechen wir doch noch einmal über die kollektive Handlungsfähigkeit und wie sich hier konkret die Perspektiven ergänzen. Für mich, als jemand der in der Wissenschaftstheorie und der Sozialtheorie gerne präzise Trennungen einführt, ist vieles, was Herr Brockmann beschreibt, gar kein Beispiel für soziales Handeln, sondern für soziales Verhalten. Der Unterschied besteht darin, dass eine Gruppe von Individuen nicht nur in der Interaktion irgendwelche Muster herausbildet, sondern dass sie sich planvoll zusammenfinden, dass sie sinnhaft aufeinander Bezug nehmen, dass sie mitunter eine kollektive Intentionalität, ein Wir-Bewusstsein entwickeln. Ich sage nicht, dass das der typische Fall von menschlichem Verhalten sein muss, aber es besteht doch ein Unterschied beispielsweise zwischen sozialem Handeln und dem Verhalten eines Fischeschwarms. Wie können eine eher naturwissenschaftliche Perspektive, die auf mathematischen Modellen beruht, und eine sozialwissenschaftliche, die auf dem Verstehen von sozialem Sinn beruht, zusammenfinden?

Heinz Bude: Ich fange mal so an: Wie entstehen diese Wellen im Stadion? Die Leute entscheiden sich ja nicht an irgendeinem Punkt. Sie stellen sich auch nicht die Frage: Darf man das? Soll man das? Ist das normativ geboten? Diese Welle entsteht einfach. Und das finde ich wiederum als eine konkrete Evidenz total interessant: Wie geht das eigentlich, dass so eine Welle von Menschen, nicht von Vögeln oder anderen Tieren, zustande kommt?

In der Soziologie sind Ansteckungstheorien im Gefolge von Gabriel Tarde wieder sehr *en vogue* geworden. Es gibt sogar die Vorstellung von narrativen Ansteckungen, wie in der narrativen Ökonomie von Robert Shiller. Danach beinhaltet der Ansteckungsmechanismus eine synaptische Logik, die auch im Sozialen eine Rolle spielt. So will man eine ganze Reihe von Phänomenen erklären, mit denen wir heute weltweit zu tun haben. Wir hatten solche Phänomene auch in der Finanzkrise von 2008/2009.

Ich bin, da haben Sie sicher Recht mit Ihrer Frage, letztlich ein hermeneutisch denkender und auch entsprechend methodisch aufgestellter Soziologe. Aber auch hier hat es schon immer wichtige Leute gegeben, die ursprünglich aus der Mathematik kamen. Husserl, ein Begründer der Phänomenologie, kam aus der Mathematik. Ich meine nur, in der Soziologie sollten wir etwas lockerer werden. Wir haben unsere Methoden und Theorien und können uns einen Blick »out of the box« leisten.

Mich interessiert Forschung mehr als Wissenschaft. Das ist eine Unterscheidung, mit der etwa Bruno Latour operiert. In der Wissenschaftstheorie werden die Regeln dafür gesetzt, wie man Wissenschaft betreiben muss. Und danach wird beurteilt, ob der Aufsatz in einem Journal erscheinen darf oder nicht. Forschung ist etwas ganz anderes. Forschung ist kompromisshafter, wilder, ist teilweise auch launischer.

Für die Frage, wie kollektive Handlungsfähigkeit entsteht oder zerfällt, hat Dirk mal ein Papier in unsere Diskussion eingebracht, von dem ich dachte: Das ist interessant, aber die Idee einer Regel, die für Organismen und Menschen gleichermaßen stimmt, lässt an den jeweiligen Gegenständen einfach zu viel weg. Gesellschaften kann man nach Maßgabe mathematischer Modelle wie Populationen betrachten, aber Populationen kann man nach Modellen normativer Koordination nicht wie Gesellschaften auffassen. Das macht jedenfalls keinen Sinn. Und genau das hat mich angeregt, darüber nachzudenken, was kollektive Handlungsfähigkeit ausmacht. Deren Zerfall haben wir als Gruppe in der Spätphase von Angela Merkels Kanzlerschaft miterlebt. Das Kanzleramt hatte Interesse an unserer Initiative signalisiert, die Kanzlerin selbst hatte uns angehört, aber die Regierungszentrale ließ uns dann wissen, dass wir ihre Macht nicht überschätzen dürften. Wir haben dann über das Verhältnis von Steuerung und Partizipation bei der Bewältigung gesellschaftlicher Großereignisse und der Gestaltung großer gesellschaftlicher Transformationen nachgedacht. Wie kann man die Veränderung des Verhaltens Einzelner mit dem Wandel von institutionellen Arrangements in Einklang bringen? Lassen sich das Ganze und die Teile gleichzeitig ändern? Darauf wird es in der Zeitenwende, in der wir uns offenbar befinden, schließlich ankommen.

Dirk Brockmann: Ich würde gerne noch einmal auf das, was du eben gesagt hast, Heinz, eingehen, nämlich den Unterschied zwischen Forschung und Wissenschaft. Diese Unterscheidung war mir nicht bekannt, aber das resoniert bei mir total. Auch ich habe in der letzten Zeit immer wieder zu erklären versucht, dass wissenschaftliche Prozesse verschiedene Komponenten haben. Einerseits dieses Gelehrtentum. Man kategorisiert das Wissen und sortiert es etc.; andererseits das rein Exploratorische. Mir scheint, dass

das exploratorische Vorgehen auch universell immer stärker zurückgedrängt wird. Es gibt sehr viel hypothesengetriebene Forschung: Man stellt eine Hypothese auf, dann bestätigt oder widerlegt man sie und so weiter. Aber dieses rein Exploratorische, »Wilde« – man landet, bildhaft gesprochen, auf einer unbekannten Insel, geht in den Wald, und da kann alles kommen – das ist ein ganz wesentliches Element von Forschung.

In der Naturwissenschaft hat die Erfindung des Mikroskops und des Teleskops die Wissenschaft unfassbar verändert. Das sind einfache Instrumente, die aber etwas gezeigt haben, das wir vorher nicht gesehen hatten. Sie haben eine neue Welt eröffnet und wissenschaftliche Revolutionen ausgelöst, weil man plötzlich in Gebiete reingegangen ist, die man vorher nicht kannte. Und das kann man als Individuum natürlich auch so machen. Wenn mir Leute etwas erzählen aus anderen Forschungsgebieten, von denen ich nichts verstehe, ist das jedes Mal spannend und für mich Motivation, Grenzen zu überschreiten. Grenzen müssen nicht scharf sein, sie können eher diffusen Charakter haben. Wenn zwei Häuser im Neubaugebiet nebeneinander stehen, können die Gärten entweder durch einen Jägerzaun klar abgetrennt oder durch eine gemeinsame Freifläche verbunden sein, aber alle wissen, okay, das gehört wahrscheinlich zu mir, das gehört zu dir. Und es ist auch nicht so schlimm, wenn da mal jemand drüber läuft. Das sind auch Modelle. Es muss nicht alles aus ganz scharfen Linien bestehen.

Heinz Bude: Ich möchte das am Beispiel einer Sache, die ich von Dirk gelernt habe, verdeutlichen. Ich habe eine Zeit lang den Komplexitätsbegriff für problematisch gehalten, weil ich ihn für einen Ausredebegriff gehalten habe. Das haben viele Menschen so gesehen. Wenn ihnen Wissenschaftlerinnen sagen, die Verhältnisse sind komplex, dann wollen die irgendetwas verheimlichen. Und deshalb dachte ich, wir sollten eigentlich aus dem Vokabular der Komplexität aussteigen und in das Vokabular der Elementarität einsteigen. Dann habe ich aber von Dirk gelernt, dass es komplexe Vorgänge gibt, die gar nicht kompliziert, sondern einfach sind, also dass man Komplexität auch mit Einfachheit zusammendenken kann, und das hat mich beruhigt. Das ist wieder diese Idee der Elementarität, die mich interessiert hat. Ich glaube, wenn man elementare Prozesse in der Wissenschaft herausarbeiten kann, dann bietet das eine andere Gesprächsgrundlage mit den verschiedenen großen und kleinen Öffentlichkeiten. Die Herausarbeitung einfacher Gesetze komplexer Phänomene eröffnet verblüffende Anschlüsse an den Alltagsverstand, was wiederum die Voraussetzung für ein anderes Reden darüber schafft, was uns alle angeht.

Die öffentliche Glaubwürdigkeit wissenschaftlicher Expertise

Jan Wetzel: Kommen wir nochmal auf die Expertise in der Öffentlichkeit zu sprechen. Eine These, die ich gerade spontan entwickelt habe, ist, dass die Skepsis vor Expertise, die wir in der Pandemie gut beobachten können, vielleicht auch mit dem disziplinären Wissenschaftsmodell zusammenhängt. Die Wirklichkeit wird in Schubladen eingeordnet, um die Expertenposition deutlich zu machen. Die Expertise, die Sie beschreiben, geht ganz anders vor. Sie versucht eben nicht, die Expertenposition zu verteidigen oder darzustellen, sondern sie lässt sich in einer ganz anderen Art auf das Denken ein. Ist das vielleicht etwas, was in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird und vielleicht der Grund dafür ist, weshalb die Skepsis hier nicht so stark ausgeprägt ist? Sie haben einleitend gesagt, dass der Sinn dieses Projekts auch darin bestand, ihre Vorstellungen und Erkenntnisse nach außen zu kommunizieren.

Heinz Bude: Das, was man heute die performative Wende in der Wissenschaft nennt, haben wir praktisch umgesetzt. Unser Wissen hatte immer eine performative Seite. Es war an bestimmte Leute gerichtet, entweder an das normale Publikum oder an politische Entscheider, die wenig Zeit haben, um sich Dinge vor Augen zu führen. Es ging darum, es ihnen auf eine Weise klar zu machen, dass es für sie auch operativ interessant ist, was wir zu sagen haben; es ging nicht nur um eine reine Reflexion darauf, was man auch noch zu bedenken habe, sondern was man bedenken *muss*, wenn man in einer bestimmten Situation eine bestimmte Wirkung erzielen möchte. Das ist nicht »angewandte«, sondern »erweiterte Aufklärung«.

So haben wir ein operativ interessantes Wissen erarbeitet, das für Entscheiderinnen und Betroffene auf verschiedenen Ebenen brauchbar zu sein schien. Für die Gespräche zwischen dem Bund und den Ländern, zwischen Verbänden und Unternehmen, zwischen Kommunen und Regierungsbezirken, zwischen Haushalten und Ämtern. Es gab selten die Reaktion, dass die Leute gesagt haben, wir seien bloß Vertreter eines »angemaßten Wissens«, die einem pandemischen Zwangsregime das Wort reden. Selbst so einen Raum höchster Mobilität wie den Flughafen von Frankfurt am Main versucht man durch Testungen in »grüne«, das heißt infektionsfreie, und »rote«, das heißt infektionsbelastete Zonen einzuteilen.

Zumeist wurde uns zurückgespiegelt, dass wir bedenkenswerte Vorschläge haben, die aber ein öffentliches Gespräch über die Legitimität der terminierten Einschränkung von Bewegungsfreiheit nötig machen.

Dirk Brockmann: Ein wesentliches Element war tatsächlich, dass wir bei den Leuten, mit denen wir geredet haben, nicht als abgehoben wahrgenom-

men wurden, aus dem Elfenbeinturm kommend, elitär. Gerade die »No Covid«-Gruppe hat viel Aktivismus generiert, also dazu beigetragen, dass sich große Gruppen dieser Strategie angeschlossen haben. Einige Online-Initiativen wurden gegründet, die die Erkenntnisse der »No Covid«-Gruppe verbreitet und amplifiziert haben. Das lag wahrscheinlich auch daran, dass wir so ein wilder Haufen waren, selbstorganisiert und mit den verschiedensten Leuten; weil wir uns selbst autorisiert haben, weil da kein Label draufklebte auf uns.

Heinz Bude: Ich glaube schon, dass es eine Art von reflexivem Aktivismus gegeben hat, der aus unserer Gruppe entstanden ist, also kein Aktivismus in dem Sinne, dass Leute ihr Leiden oder ihre besondere Situation zum Maßstab für andere erheben, sondern es war ein reflexiver Aktivismus, dem sich Leute angeschlossen haben, die sagen, wir müssen kollektive Antworten auf dieses Problem, das uns alle betrifft, finden. Und immer auch, dass uns Wissenschaft dabei hilft, uns dazu ins Verhältnis setzen zu können.

Natürlich gab es Kämpfe. Ich meine, es ist überhaupt keine Frage, dass Hendrik Streeck das anders gesehen hat als wir. Und wir haben uns natürlich auch teilweise in eine Kampfsituation begeben. Aber es war nie so, dass wir diese Kampfsituation nicht überblickt hätten.

Jan Wetzel: Eine Art »konzertierte Aktion« zur Pandemiebekämpfung, wie die Umsetzung der Vorschläge von »No Covid« sie erfordert hätte, hat es letztlich nicht gegeben. Man hat sich durchgewurschtelt. Über die vielen Gründe dafür kann man spekulieren, seien es die politische Eskalation, der Streit zwischen den Bundesländern oder die Überforderung der Verwaltung. War »No Covid« im Hinblick auf diese harte Realität ein Misserfolg – und konnte es überhaupt gelingen?

Dirk Brockmann: Als Misserfolg würde ich das nicht bezeichnen. Wir hatten viele Gespräche mit Politikerinnen und Politikern. Mein Eindruck war, dass unsere Ideen und Konzepte schon sehr starke Spuren hinterlassen haben, was man aber vielleicht nicht so gut messen kann. Mein Eindruck ist, dass gerade die Idee, dass wir den Verlauf der Pandemie in der Hand haben, ihn beeinflussen können, das dickste Brett war, weil in den Köpfen unsere passive Rolle dominiert hat. Wir haben vielleicht bewirkt, dass das weniger so war. Jedenfalls bei manchen.

Die Rolle der Bilder

Leo Schwarz: Herr Bude, Sie heben in einem Aufsatz auch die Rolle von rhetorischen Formeln hervor. Herr Brockmann, Sie haben ein ganzes Buch

voller bildhafter Illustrationen herausgebracht. Welche Rolle spielen solche bildhaften Vereinfachungen, vielleicht auch solche Analogien, die sich in diesem Modelldenken wiederfinden, also dieses Wiedererkennen von Mustern? Erleichtert es die rhetorische Funktion, einerseits das fachliche disziplinäre Vokabular ein wenig hinter sich zu lassen, andererseits den Leuten unmittelbar einleuchtender zu sein? Und hat das nicht gleichzeitig Nachteile, weil eine Analogie immer die Gefahr birgt, zu viel von einem Objekt auf das andere zu projizieren?

Dirk Brockmann: Ich glaube, Bilder – das ist meine persönliche Erfahrung in der Lehre, aber auch in alltäglichen Unterhaltungen – sind wie Messer. Man kann damit ein Brot schmieren, oder man kann jemandem damit ins Bein stechen. Sie sind zweischneidig. Man kann Karikaturen zeichnen oder versuchen, die Realität abzubilden, aber nicht so wie ein Foto, sondern, wie Heinz sagte, durch die Extraktion der elementaren Bestandteile. Die kann man als Bild transportieren, und das begreift jeder sofort. Wenn man im Kopf einer Person ein Bild generiert hat, dann lässt sich das sehr schwer wieder abschütteln, schwerer manchmal als Worte glaube ich. Und deshalb sind Bilder wichtige rhetorische Mittel. Wir sind sehr visuelle »Tiere«, das heißt, wir rennen durch die Welt, unser visuelles System kriegt tonnenweise Input und filtert die essentiellen Sachen raus, sonst würden wir wahrscheinlich sofort tot umfallen. Das ist die Kunst: aus einem Bild das Essenzielle rauszuziehen und das zu transportieren. Nochmal zurück zur Mobilität, die wir damals untersucht haben. Da ist die Intuition halt oftmals falsch. Wenn man sich die Proportionen anschaut, sieht man, dass 95 Prozent der Mobilität innerhalb von Landkreisen stattfindet. 95 Prozent ist erstmal auch nur eine Zahl und ein Wort, aber wenn ich jetzt ein Tortenstück in der Größe von 95 Prozent male, dann begreift man diese Proportionen visuell sofort, weil man etwas Materielles damit verbindet.

Heinz Bude: Wir wissen mittlerweile, dass Darwin Bilder gemalt hat, um seine Theorie zu entwickeln. Julia Voss hat darüber früh eine wunderbare Dissertation geschrieben. Bilder helfen einem selbst beim Denken und laden zugleich zum Mitdenken ein. Denken Sie an den Unterschied zwischen einem kreisenden Denken und einem elliptischen Denken. Ich bin ein Freund des elliptischen Denkens. Bei der Ellipse kommst du ebenfalls wieder an den Ausgangspunkt zurück, aber du bist einen anderen Weg gegangen. Und natürlich sind die Rhetoriken wichtig, weil sie die Gesprächspartnerinnen affektiv in ein Gespräch einbinden. In Fragen der Politik geht es immer auch um Kraft und Mut, um Gelegenheiten und Entscheidungen, um Zwänge und Notwendigkeiten, um Glück und Glanz.

Bilder scheinen heute wichtiger als Bücher zu sein. Das betrifft das Verhältnis von Wissen und Denken. Gesamtgesellschaftliche Veränderungen verlangen nicht nur die Berücksichtigung von neuem Wissen, sondern mehr noch das Ausprobieren eines anderen Denkens. Nicht gegen die Rationalität, nicht gegen den Universalismus, sondern, wie man im deutschen Idealismus sagte, mit der Unterscheidung von Verstand und Vernunft.

Das heißt nicht, das ist mir wichtig, dass man dadurch den Bereich der seriösen Wissenschaft verlässt. Wir sind in dieser Gruppe alle seriöse Wissenschaftler und versuchen, über Evidenzen zu argumentieren und nicht über das, was uns gerade einfällt. Und das in einer Weise, mit der wir gezielt Grenzen zwischen unseren Disziplinen überschritten haben, im Dienste der Klärung der Phänomene und der Möglichkeit, mit ihnen umzugehen.

Intellektuelle Verantwortung

Jan Wetzel: Kommen wir zum Ende nochmal zur politischen Verantwortung der Wissenschaft. Herr Brockmann, Sie haben es schon angesprochen. Gegenüber dem Klimawandel war die Pandemie ein kleiner Test, den wir so mittelmäßig, wenn überhaupt, bestanden haben. Jetzt verstehe ich Sie so, dass Sie in dieser Gruppe neben einer neuen Art von wissenschaftlicher Zusammenarbeit gleichzeitig eine Weise der Kommunikation nach außen erprobt haben, die wenig professionalisiert war. Sie hatten keine PR-Berater, keine Kommunikationsberater, keine Wissenschaftskommunikationsexpertise, sondern es war ganz authentisch, wie Sie versucht haben, den Leuten das klarzumachen. Ist das eine neue Art von intellektueller Verantwortung, von wissenschaftlicher Verantwortung, die großen Herausforderungen zusammenzubringen, auf Evidenzen, auf Handlungsweisen zu verdichten und an die Gesellschaft zu kommunizieren in der Hoffnung, dass Wissenschaft Gehör findet und zu einer großen Veränderung führen kann?

Dirk Brockmann: Das kann sein, es wäre wünschenswert. In dieser Gruppe haben wir immer wieder diskutiert, dass wir so ungewöhnlich zusammengekommen sind und dennoch sehr viel Wirksamkeit entfaltet haben.

Und die Gruppen, die ich schon erwähnt habe, die sich jetzt mit der Klimasituation befassen und ähnliche Philosophien verfolgen, das sind schlagkräftige und dynamische Gruppen, die sich zusammensetzen, nur durch die Frage oder durch das Ziel getrieben und nicht durch Proporz oder Zuständigkeiten und diese anderen Dinge, die oftmals bei der Gründung von Expertengremien wirksam sind. Also vielleicht passiert das. Ich weiß es

nicht, aber man sieht hier und da schon Entwicklungen, auch institutionelle Entwicklungen übrigens, wo so etwas verfolgt wird.

Für mich wäre es wünschenswert, dass die Grundideen der Perspektivenverknüpfung schon viel früher vermittelt werden, beispielsweise im Studium oder schon in der Schule; dass Studierende mit einem Fokus, sagen wir Biologie, auch ein Angebot bekommen, sich mit Sozialwissenschaft zu beschäftigen; dass eben gerade diese »Aha«-Erlebnisse, die durch die Verbindungen entstehen, zur studentischen Selbstverständlichkeit gehören.

Heinz Bude: Wissenschaft ist immer sehr speziell, aber sie darf den großen Fragen aus Sorge um ihr spezielles Wissen nicht ausweichen. Ich glaube, wir haben beide keine Sorge um unser spezielles Wissen, sondern wir sind neugierig darauf, welche großen Fragen da manchmal durchscheinen.

Jan Wetzel: Vielen Dank für das Gespräch.

Autoren

Dirk Brockmann
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Biologie
Philipstr. 13
10115 Berlin
Deutschland
dirk.brockmann@hu-berlin.de

Heinz Bude
Universität Kassel
Nora-Platiel-Straße 1
34127 Kassel
Deutschland
bude@uni-kassel.de

Leo Schwarz
Friedrich-Schiller-Universität Jena
Carl-Zeiss-Straße 3
07743 Jena
Deutschland
leo.schwarz@uni-jena.de

Jan Wetzel
Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung
Reichpietschufer 50
10785 Berlin
Deutschland
jan.wetzel@wzb.eu